

Gendern macht grantig. Es wird langsam Zeit, das einzusehen.

**Eine Posse um gegendertes Brot in Niederösterreich zeigt,
wie leicht aus treuen Kunden Wutbürger*innen werden.
Sternchen und Binnen-I bleiben verhasst.**

Von Rosemarie Schwaiger

Nicht jede originelle Idee eignet sich für eine Werbekampagne, das weiß der St. Pöltner Bäckermeister Wolfgang Hager jetzt auch. Da in Niederösterreich gerade so ausgiebig über das Gendern debattiert wird, wollte der Familienbetrieb jüngst einen Beitrag leisten. Anfang vergangener Woche wurde der Sankt Pöltner, ein beliebter Brotlaib aus der eigenen Produktion, umbenannt in Sankt Pöltner*in. Hager zolle damit „der fortwährenden gesellschaftlichen Entwicklung Tribut und setzt zugleich ein humorvolles Augenzwinkern zur aktuellen Debatte um geschlechtergerechte Sprache“, stand in der Presseaussendung.

Die sprachlichen Verrenkungen werden als Marotte einer abgehobenen Elite wahrgenommen.

Teile der Kundschaft fanden das leider gar nicht witzig. Kaum hatten die „NÖN“ einen Bericht darüber online gestellt, entlud sich ein Shitstorm über der braven Bäckerfamilie. Noch am selben Tag war der Genderstern für das Brot schon wieder Geschichte. Wolfgang Hager zerknirscht: Der „spielerische Versuch“ sei von einigen missverstanden worden, schrieb er auf der Homepage. „Es ist nicht unsere Absicht, zu polarisieren oder jemanden auszuschließen.“ Das Gebäck hört jetzt wieder auf den Namen Sankt Pöltner, und von Aktivitäten mit „humorvollem Augenzwinkern“ dürfte der Chef bis auf Weiteres Abstand nehmen.

Dass ein harmloser Brotlaib solche Entrüstung auslöst, mag auch mit der politischen Situation im neuerdings schwarz-blau regierten Niederösterreich zu tun haben. Vorarlberger und Steirer hätten sich wohl weniger aufgeregt. Sonderlich viele Fans haben der Asterisk, das Binnen-I und andere politisch geförderte Grammatikfehler aber nirgendwo im Land. Diese Erkenntnis musste vor Kurzem

etwa der ORF verdauen, dem eine Umfrage bescheinigt hat, dass fast zwei Drittel des Publikums den sogenannten Glottisschlag – also die gesprochene Pause vor der weiblichen Wortendung – ablehnen. Das „Profil“ wollte vor einer Woche wissen, was die Leute von einem Genderverbot in Schriftstücken der öffentlichen Verwaltung (nach dem Vorbild Niederösterreichs) halten würden. Falls die Kollegen auf eine breite Front gegen diese FPÖ-Idee gehofft hatten, wurden sie enttäuscht. Annähernd 60 Prozent der Befragten sind – trotz negativer Berichterstattung in fast allen Medien – für ein generelles Verbot des Glottisschlags. Auch Frauen, um deren Sichtbarmachung es ja unter anderem gehen soll, sehen das überwiegend so.

Seit vielen Jahren kommen fast alle Umfragen zu ähnlichen Ergebnissen. Die große Mehrheit der Menschen will weder selbst gendern, noch will sie beim Lesen mit Sternchen, Unterstrich, Doppelpunkt oder sonstigen Satzzeichen mitten im Wort behelligt werden. **Auch verschwurbelte Ausdrücke wie „Mitarbeitendengespräch“ oder „Besuchsperson“ bringen die Leute zuverlässig in Rage**, wie etwa der Genderleitfaden der Kärntner Landesregierung vor ein paar Monaten bewiesen hat. Wenn gutes Zureden über einen sehr langen Zeitraum bei so vielen Adressaten nicht wirkt: Ist dann vielleicht die Idee als solche falsch? Oder anders gefragt: Gibt es irgendein anderes gesellschaftspolitisches Anliegen, das mit ähnlich hohem Aufwand seit Jahren betrieben wird und trotzdem so verhasst geblieben ist?

„Mit jeder gegenderten Nachrichtensendung gehen ein paar Hundert Stimmen mehr zur AfD“, behauptete jüngst der deutsche CDU-Chef, Friedrich Merz. Das mag übertrieben sein. Aber es ist wohl so, dass die sprachlichen Verrenkungen als Marotte einer abgehobenen Elite wahrgenommen werden, die dem großen Rest etwas Unsinniges aufzwingen will. Ob es andererseits einen Nutzen gibt, lässt sich schwer feststellen. Eher nein, würde ich sagen. Mir ist jedenfalls noch nie eine Gleichstellungsbeauftragte untergekommen, die einen gesellschaftlichen Fortschritt bemerkt haben will.

Die Bäckerei Hager in St. Pölten hat ihren Gender-Irrtum eingesehen und schnellstmöglich behoben. Andere könnten sich ein Beispiel nehmen.

E-Mails an: debatte@diepresse.com

Die Presse, 9. August 2023, Seite 23

Zur Autorin: Rosemarie Schwaiger ist Schriftstellerin („Wie kommt das Salz ins Meer?“) und freie Journalistin. Sie lebt in Wien und im Burgenland.

Leserbrief, gefunden in „Die Presse“, 10. August 2023

Nennung des biologischen Geschlechts diskriminiert

„Gendern schafft Realität und Sensibilität“, LB v. Katharina Jahrl, 5. 8. 2023, „Das Gendern in der geschriebenen, aber auch der gesprochenen Sprache ist bedeutsam“, stellt Frau Jahrl fest, und tatsächlich: Die Verwendung weiblicher Endungen ist keine demokratische oder soziologische Frage, sondern eine semantische, eine Frage der Bedeutung.

Während die grammatikalisch maskuline Endung keine Auskunft über das biologische Geschlecht gibt (wie am besten an Wörtern wie **Salzstreuer, Dosenöffner** etc. zu ersehen ist), bezeichnet das angehängte -in exklusiv weibliche Vertreter einer Zunft. Dabei wird dem Geschlecht im betreffenden Zusammenhang unwillkürlich eine Bedeutung zugewiesen. Wenn ich z. B. sage: „Silvia ist der beste Schachspieler der Welt“, so heißt das, dass Silvia Männer wie Frauen in ihrem Können überragt. Der Satz „Silvia ist die beste Schachspielerin der Welt“ hingegen meint, dass sie die Beste der Damenliga ist. Das funktioniert auch umgekehrt: „Mario ist der beste Schachspieler der Welt“ besagt, dass Mario der Beste überhaupt ist. „Mario ist der beste männliche Schachspieler der Welt“ dagegen suggeriert, dass es eine Frau gibt, die noch besser ist.

Die Nennung des biologischen Geschlechts diskriminiert im eigentlichen Sinn, sie lenkt den Fokus auf die Unterschiede zwischen den Geschlechtern. Wird diese Unterscheidung unbedacht getroffen, kann das den intendierten Sinn weitgehend entstellen, wofür vor einigen Jahren die Titelzeile eines deutschen Lokalblatts ein amüsanter Beispiel bot: „Schwerer Unfall vor Ort: Zum Glück nur eine Frau verletzt“.

J. P., 8010 Graz

Leserbrief vom 12. August:

Frau Schwaigers Kommentar hebt sich durch faktenbasierte Analyse und präzise Formulierung von dem rein politisch bestimmten, wissenschaftsfernen und die korrekte Anwendung von Sprache missachtenden Geschwurbel der militant auftretenden Minderheit der Gender-Ideologen ab. Danke! Abgesehen von den von der großen Mehrheit der Bevölkerung abgelehnten neuen „Satzzeichen“ (wie Sternchen, Unterstrich, Doppelpunkt, Binnen-I) sollte vor allem auch das – in manchen Medien, insbesondere im ORF – häufig verwendete, aus rein ideologischen Gründen erfundene, aber sprachwissenschaftlichen Grundsätzen widersprechende sogenannte generische Femininum (also generell Einwohnerinnen statt Einwohner) wieder zurückgedrängt werden, da die Verwendung dieses

Konstrukts nur zu Missverständnissen und Verwirrung führt.*) Das generische Maskulinum ist die im Deutschen vorgesehene und bewährte Form für inklusives Formulieren.

Dr. K. M., 1100 Wien

*) Schon in meiner ersten Veröffentlichung („Liebe Hebammen“ aus 1997) zum Thema „Gendern“ habe ich festgehalten, dass sprachlich überhaupt kein Handlungsbedarf gegeben ist, weil die Nomina Lehrer, Schüler usw. Stammwörter sind, welche die Gleichwertigkeit von Mann und Frau perfekt zum Ausdruck bringen. Das „er“ am Wortende ist im Deutschen nicht genuspezifisch, wie viele Beispiele zeigen, etwa die Mutter, die Tochter und die Schwester. Hingegen ist die Endung „in“ ein Suffix an ein Stammwort, also bloß ein „Anhängsel“, mit dem lediglich zum Ausdruck gebracht wird, dass es sich bei der betreffenden Person um eine Frau handelt. Daher ist diese „In-Form“ als Überbegriff völlig ungeeignet, im Unterschied zur „Person“, die ein echtes generisches Femininum darstellt.

dgm/12. August 2023